

# AZ WEEKEND

## Thema: Nordnorwegen

Wenn die Sonne nicht mehr scheint

In Nordnorwegen herrschen im Winter extreme Lichtverhältnisse. Zwar lässt sich die Sonne wochenlang nicht mehr blicken, dafür ist der Nachthimmel voller grünem Polarlicht. Knapp unter dem 70. Breitengrad kommen die Menschen auf den Vesterälen gut mit ihrem Leben zurecht. Der Golfstrom hebt die Temperaturen um 20 Grad an – und ermöglicht überhaupt den ganzen Reichtum der abgelegenen Inseln. Im Januar kommen die Dorsche, um hier zu laichen und manchmal im Netz zu sterben. Zwölf unvergesslich lange Stunden mit den Fischern von Andenes im Nordatlantik.

Seite 4

Kant im Emmental

Eine ungewohnte Kombination; dabei geht es aber vor allem um Essen und Trinken und Spaziergänge im Schnee: «In Trubschachen» von E. Y. Meyer.

Seite 5

Die Wüste lebt – immer noch

Auch heute noch kann man in der Wüste allerhand erleben. Auch Erfreuliches – sofern man bereit ist, über sich selbst zu lachen.

# Polarlichtspiele

FOTO:ROBERT HANSEN

**Fast zwei Monate bleibt die Sonne in Nordnorwegen unter dem Horizont und taucht die Mittagszeit in Dämmerlicht.**

**Während der 20 Stunden dauernden Nacht zaubern die Energieströme aus dem All Schauspiele aus Licht hervor.**

ROBERT HANSEN, ANDØYA

Worte werden dem Himmelspektakel eigentlich nicht gerecht. Plötzlich beginnt die Nacht zu leuchten, hellgrün, immer intensiver, wie Pinselstriche von Zauberhand zwischen die Sterne gemalt. Die Linien beginnen sich langsam zu bewegen, werden zu Wellen, scheinen plötzlich das Licht in Sekunden durch das All zu schleudern und kommen wieder zur Ruhe, schweben, gleiten, fliegen, unfassbar grazil. Darunter liegt die zu Eis erstarrte Landschaft, nur der Wind haucht Eiskristalle über das gefrorene Meer und formt vergängliche Skulpturen. Bei minus zehn Grad tanzen Schatten im Polarlicht. Ellbogendickes Eis klappt auseinander, wie wenn ein Riese den Eispanzer an einigen Stellen voller Wut aufgerissen hätte. Rund geschliffene Steine sind durch das glasklare Meerwasser zu erkennen. Die Flut hebt das Eis an, bei Ebbe senkt sich die Tausende Tonnen schwere Platte einen Meter und bricht über den Steinen auf. Auf der Oberfläche spiegelt grünes Licht, der Nordstern leuchtet über dem Kopf, Sternschnuppen verglühen eine kurze Ewigkeit lang. Stille, unendliche Stille.

Kein Wunder, dass die Urvölker in diesem Phänomen das Licht toter Jungfrauen, Geister oder Fackeln und Feuer der Götter sahen. Aristoteles erkannte darin eine hüpfende Ziege, manche Menschen glaubten an widerspiegelndes Licht der Sonne, andere an springende Heringschwärme, deren Bewegungen Licht erzeugte und in den Himmel strahlte. Ein Eskimo-Stamm meinte den Totenmarsch in die Erdmitte zu sehen, für die Wikinger war es die Brücke in die Welt Gottes.

Die Naturwissenschaft hat eine andere Erklärung. Es ist ein komplizierter physikalischer Prozess, der durch Plasma von der Sonne hervorgerufen wird. Der Versuch einer vereinfachten Darstellung, die Physiker mögen verzeihen: Ionisierte Gase schießen von der Sonne mit Geschwindigkeiten von 250 bis 1000 Kilometern pro Sekunde ins All. Kommen diese elektrisch geladenen Teilchen – Elektronen und Protonen – in die Nähe der Erde, werden sie vom Magnetfeld erfasst, von den magnetischen Polen angezogen und beschleunigen entlang den geomagnetischen Feldlinien. In der Ionosphäre, meist in 100 Kilometer Höhe, manchmal höher, entsteht das Polarlicht.

Durch die Ionisierung – beim Zusammenstoss mit Atomen und Luftmolekülen, die sich in den obersten Schichten der Erdatmosphäre befinden – wird elektromagnetische Strahlung frei. Ein Teil davon liegt im für das menschliche Auge sichtbaren Bereich und wird als Polarlicht in Nordskandinavien, Kanada, Alaska, aber auch über der Antarktis regelmässig beobachtet. Nach starken Eruptionen auf der Sonne wird das Polarlicht auch in Mitteleuropa gesehen, sehr selten auch in noch südlicheren Regionen.

An der Nordspitze bei Andenes, auf der nördlichsten Vesteräleninsel Andøya, untersuchen Wissenschaftler aus aller Welt das Polarlicht. 1962 wurde nahe der Nato-Basis ein Raketenabschusszentrum errichtet, bis 1400 Kilometer über der Erde werden Daten gesammelt. Eine Rakete mit Kurs über Spitzbergen liess die Russen am 25. Januar 1995 an einen Angriff glauben. Boris Jelzin hätte laut norwegischen Medien beinahe den dritten Weltkrieg ausgelöst. Der Gegenschlag blieb aus. Andøya wird auch weiterhin in keinem Geschichtsbuch erwähnt – bis vielleicht auf den Eintrag, dass schon

während der letzten grossen Eiszeit vor 18 000 Jahren Hermeline auf der Insel lebten, die sich von Kleintieren ernährten, die wiederum Pflanzen fraßen. Womit der Beweis erbracht war, dass die Insel dank des Golfstromes eisfrei war, als dicke Eispanzer über dem Festland lagen. Auf der 57 Kilometer langen und 15 Kilometer breiten Insel leben heute etwa 6000 Menschen. Die Sonne sehen sie vom 25. November bis zum 18. Januar nicht. Sie bleibt unter dem Horizont.

Das Auge gewöhnt sich an die Dunkelheit. Keine Strassenlampe flackert, kein Autoscheinwerfer durchschneidet die Nacht, keine Glühbirne leuchtet hinter Fensterscheiben. Vorhänge aus Licht senken sich aus der Unendlichkeit, wehen in einem unhörbaren Wind, rauben den Schlaf durch ihren magischen Zauber, der Nacht für Nacht den Blick nach oben fordert, solange die klirrende Kälte dies erlaubt. Zartes Rot huscht vorüber, vermischt sich mit dem Grün, zuckt und schießt. Dann scheint sich der Himmel zu öffnen, das Licht fällt herunter, teilt sich, franst aus, zieht in entgegengesetzter Richtung quer über den Himmel hinweg und verliert sich schliesslich am Horizont

# Die Sonne scheint nur unter dem Strich

**Ingrid Larssen ist Briefträgerin, designt Schmuck und ist Mutter zweier Kinder. Deren Vater Hans-Arvid Arnesen lebt am anderen Ende des Dorfes und oft weit weg in der polaren Wildnis zwischen Eisbären und Elchen. Und alle lieben ihre Heimat.**

## Rolv Odin baut Fallen

Auf der Wetterkarte des norwegischen Fernsehens gibt es eine Besonderheit: Auch bei stabilem Hoch und besten Voraussagen zeigt der Meteorologe im Norden nur auf ein halbes Sonnensymbol, das nach unten an einem Strich zu hängen scheint. Die Sonne steigt nicht mehr über den Horizont – was nicht heisst, dass die Menschen in ewiger Dunkelheit leben. Auch wenn die Sonne auf dem 68. Breitengrad zwei Monate nicht zu sehen ist, verhilft sie im Januar doch zu vier Stunden Dämmerlicht mit Dunkelorange, Blutrot und Zartviolett am Mittagshimmel.

Diese Zeit nützen die Menschen gut aus. Wenn seine Schwester Maja mit dem Schlitten zu ihrer besten Freundin fährt, eilt Rolv Odin in den Wald und an das nahe Meer und stellt seine Fallen auf. «Ich jage Hermeline und Otter», sagt der Elfjährige stolz und packt

seine Axt aus, die er vom Nachbarn zu Weihnachten geschenkt bekommen hat. Mit kritischem Blick sucht Rolv Odin einen geeigneten Ast, schlägt ihn vom Baum und steckt ihn behutsam in den Boden. Geduldig baut er ein künstliches Dickicht mit einem Durchgang. Dort befestigt er eine Nylonschnur in einer Schlaufe und einen Fischerhaken. «Wenn sich ein Otter darin verfängt, zieht sich die Schlinge zusammen und das Metall tötet das Tier.» Ein Otter und zwei Hermeline liegen bereits in der Tiefkühltruhe seiner Mutter. «Solche Fallen bauten die Menschen schon vor zwei Jahrhunderten», sagt Rolv Odin, der das Handwerk von seinem Vater gelernt hat. Zwar besitzt auch der Knabe eine moderne Falle aus verzinktem Stahlgitter und mit einem raffinierten Auslösemechanismus, trotzdem baut er gerne mit viel Geduld seine Holzfallen nach alter Väter Sitte. «Mein Vater hat mich das gelehrt. Das ist sehr wichtig, dass wir dies einander über Generationen weitergeben, sonst geht das Wissen verloren.»



Eisfischen Rolv Odin sitzt auf dem See und begutachtet seinen Köder.

## Hans-Arvid jagt Elche

An seiner Lederjacke prangt ein roter Sticker: «EU nei». Nicht nur Hans-Arvid stemmt sich wortstark gegen die Bürokratie aus Brüssel. Selbstbestimmung ist in den Menschen tief verankert. Selbst das ferne Oslo wird mit seiner einschränkenden Administration zuweilen schon mal als Feindesland betrachtet. Erst recht die EU: Die starke Gegnerschaft im hohen Norden bewirkte, dass Norwegen als einziges skandinavisches Land nicht der EU angehört. 1994 stimmten 52,3 Prozent gegen die Mitgliedschaft, in Nordnorwegen sprach sich die Bevölkerung noch deutlicher gegen die EU aus. Vor allem die Fischer fürchten um Autonomie, Rechte und staatliche Subventionen. «Dann kämen ausländische Trawler in norwegische Hoheitsgewässer und würden hier alles leerfischen», befürchtet Hans-Arvid. «Auch die Bauern hätten ohne die

hohen staatlichen Subventionen ein schweres Los. Mein Freund hat seine Kühe neun bis zehn Monate pro Jahr im Stall und muss teures Futter zukaufen. Wir sind gegenüber den riesigen Betrieben in Mitteleuropa einfach nicht konkurrenzfähig.»

Hans-Arvid hält sich gerne noch höher im Norden auf. Auf Spitzbergen baute er für einen Freund einfache Holzhütten. Er schlägt ein Fotoalbum auf und zeigt Bilder von atemberaubender Schönheit. Gletscher, Robben, Eisbären, Eisberge, aus dem offenen Ruderboot fotografiert. Eine Schwimmweste trägt er nicht. «Wer in das minus vier Grad kalte Wasser fällt, lebt ohnehin nur noch 20 Sekunden.» Das Leben ist entbehrungsreich. Und wildromantisch. Ein Bild zeigt Hans-Arvid bei der Elchjagd in der Steppe nahe der finnischen Grenze. Jeden Herbst bringt er dort. Dann schenkt er ein Glas selbst gebrautes Bier nach und beginnt zu erzählen. Von Kälte und Schnee, vom wärmenden Feuer im Zelt, von Freundschaft.



Enthäuten Hans-Arvid zieht einem Hermelin das Fell über die Ohren.

## Ingrid bringt die Post

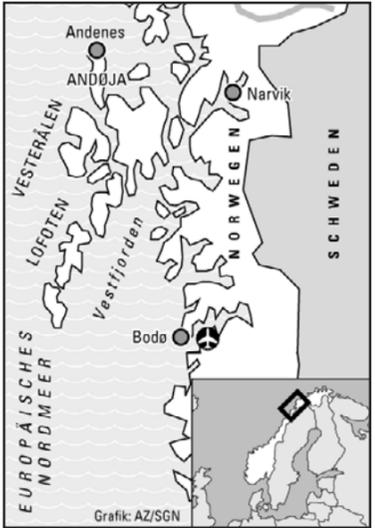
An jedem Arbeitstag fährt Ingrid 104 Kilometer. Zwar muss die Postbotin nur zwei Gemeinden mit 155 Haushalten bedienen. Aber die Häuser liegen weit auseinander. «Für viele Menschen ist das ein grosser Moment im Tag, wenn der Postbote kommt.» Ingrid erfährt viel über das Privatleben der Menschen, wenn jemand krank ist und Medikamente von der Apotheke erhält, wenn einer über eine Agentur eine Russin sucht und herzverzierte Liebesbriefe erhält. Die meisten Johansen, Eriksen, Rikardsen und Pettersen erhalten die dreimal wöchentlich erscheinende Inselzeitung. Aus den roten Briefkästen nimmt Ingrid vor allem Zahlungsanweisungen. Einer verschickt alle zwei Wochen Stockfisch für die Hunde seines Freundes. «Dann stinkt mein ganzes Auto!» Ingrid, die auf den Vesterälen geboren ist, lebt gerne in ihrem Holzhaus-

chen auf Andøya. «Das ist mein Zuhause, hier ist es so friedlich und schön. Die Menschen sind aber auch temperamentvoller als jene im Süden, sagen direkt, was sie denken.» Dunkelheit kann ihre Laune nicht trüben. «Jeder Tag ist anders. Die Natur zeigt sich mit so unterschiedlichen Gesichtern. Die Menschen sind nicht depressiv, auch Alkohol ist hier viel weniger ein Problem als etwa in Finnland oder bei den Samen.»

Ein Jahr lebte Ingrid im norwegischen Samenort Kautokeino, fünf Jahre in Oslo, ein Jahr in Amsterdam. Sie studierte Kunst und Schmuckdesign. Heute lebt sie zum Teil von ihrem Kunsthandwerk. Tagelang näht sie an ausgefallenen Seidenkragen. Bereits in San Francisco waren ihre Exponate zu bewundern, Museen kaufen ihre Stücke, Galerien in ganz Europa zeigen den exklusiven Schmuck. «Die Welt kommt nicht zu mir, ich muss mit meinen künstlerischen Arbeiten in die Welt ziehen.» Die Künstlerin reist für eine Vernissage schon einmal 7000 Kilometer weit – mit Interrail. (roh)



Sticken Ingrid arbeitet im Atelier an einem Seidenkragen. FOTOS: ROBERT HANSEN



## Mit den Walen kommen auch die Touristen

Die Wohnmobile machen auf ihrem Weg ans Nordkap meist nur auf den Lofoten Halt. Die nördlich gelegene Inselgruppe Vesterälen wird von den Touristen buchstäblich links liegen gelassen, obwohl die Inseln nicht mit Naturschönheiten geizen. «Wer sich auf die Inseln verirrt, kehrte in die Heimat seiner Vorfahren zurück oder besuchte Verwandte», sagt Svein Spjelkavik aus Andenes. «Eine dritte Besuchergruppe sind ehemalige deutsche Soldaten, die während des Zweiten Weltkrieges hierherkamen. Im Gegensatz zum Festland blieben wir von kriegerischen Handlungen verschont, die Truppen waren gut zur Arbeit auf den Bauernhöfen und bauten nicht selten freundschaftliche Beziehungen auf.»

Seit 15 Jahren steigen die Besucherzahlen auf der nördlichsten Insel Andøya aber deutlich an, von Mai bis September – wenn sich auch die Wale nur wenige Kilometer vor der Insel tummeln. Dort fällt der Meeresboden steil über einen Kilometer tief ab und die Meeressäuger tauchen dort nach Nahrung. «In einer guten Saison haben wir 15 000 Gäste, die Walsafaris veränderten die Menschen und die Insel», erzählt der Maler und Ausstellungsmacher.

Er möchte den Besuchern auch an Land etwas bieten. In einem ehemaligen Fischverarbeitungsbetrieb beim Leuchtturm haben Kulturschaffende der Insel ein Kulturgebäude eingerichtet, vor vier Jahren eine Kunstschule ins Leben gerufen und ein faszinierendes Museum eröffnet. Das Licht, die Dunkelheit, die Natur, die Abgeschiedenheit fordern die Kreativität der Inselbewohner heraus und lassen sie näher zusammenrücken. «Man kann sich nicht vor diesen Kontrasten verstecken, hier treffen die Elemente aufeinander.»

«Andenes längster Tag ist 1608 Stunden lang», steht an einer Wand des Museums geschrieben. Der Raum erzählt von der Mitternachtssonne und der Polarnacht, von der Abhängigkeit vom Meer, von den Menschen, die hier leben und sterben. 32 Fischer verschlang das Meer 1821 an einem stürmischen Tag – die Hälfte der Bevölkerung von Andenes. Svein erzählt vom grünen Gras der Welt. «Weil die Sonne im Sommer ununterbrochen scheint und der Golfstrom wärmt, bringt das Chlorophyll der Pflanzen diese einzigartige Sättigung der Farbe hervor.» Das warme Wasser aus dem Golf von Mexiko sorgt für milde Temperaturen. «Bei uns wachsen Erdbeeren. Auf demselben Breitengrad liegen aber auch Nordibirien und Alaska, Gebiete mit Tundra und Permafrost, wo es durchschnittlich 20 Grad kälter ist als hier.» Indirekt erklärt das auch, weshalb das Polarlicht oft Nordlicht genannt wird, obwohl es über den südlichsten Regionen der Erde genauso erscheint. «Über das südliche Polarlicht wird nur deshalb so wenig geschrieben, weil nur die Pinguine es sehen», sagt Svein und lacht. (roh)

Informationen [www.whaleroute.no](http://www.whaleroute.no), [www.northern-light.no](http://www.northern-light.no)

# Blicke hinter den schaukelnden Horizont

ROBERT HANSEN, VOR ANDENES

Auf dem Oberdeck der «Sennholmen» klebt Eis, auch Teile des Hafendeckens sind zugefroren. Rauch steigt aus dem Auspuffrohr und wird vom Wind zerfleddert, im Bauch des Schiffes brummt der Diesel. Kapitän Otto Bjørnar Rasmussen drückt kräftig die Hand und lacht. «Willkommen!» 4.45 Uhr.

Routiniert dirigiert Otto seine «Sennholmen» zwischen Felsen und den aufgeschütteten Quaimauern durch den nördlichsten Hafen der Inselgruppe Vesterålen. Mit einer Hand kurbelt er am Steuer, mit der anderen bedient er den Scheinwerfer und lässt den Lichtstrahl über den Schnee gleiten. Wie zum Gruss blendet der nahe Leuchtturm kurz ins Schiff. Einige grüne und rote Bojen tanzen im Meer, dann liegt nur noch die schwarze Nacht vor dem Bug. Otto lässt den Motor stampfen und schaut auf den Radarschirm. «Wir fischen rund zehn Seemeilen vor der Küste», sagt Otto. 10,5 Knoten zeigt der Bildschirm an, Steuerkurs 240 Grad, 69. Breitengrad. «Mit diesem Radar kann ich rund 40 Seemeilen weit sehen.» Himmel und Meer sind schwarz. Unsichtbar wankt irgendwo hinter den Fensterscheiben der Horizont.

«Bist du seekrank?», fragt Otto. «Ich weiss es nicht. Ich war noch nie so lange im offenen Meer unterwegs.» Otto lacht. «Während meines ersten Jahres auf dem Meer wurde ich seekrank. Medizin dagegen kenne ich nicht. Wenn man krank ist, ist man einfach krank. Heute bin ich es nicht mehr.» Stolz zeigt er die elektronische Ausrüstung seines Schiffes. Auf einem Computerbildschirm sind die letzten Fahrten zu sehen, ein zweiter Schirm zeigt den leicht abfallenden Meeresboden und die Berge unter Wasser dreidimensional. Bereits 200 Meter liegen zwischen dem Kiel und dem Boden. Dazwischen sind Fische. Viele Fische. Das Echolot zeigt einen Schwarm an. Jeden Winter schwimmen die geschlechtsreifen Dorsche Tausende Kilometer von der Barentssee nördlich von Russland um das Nordkap herum und erreichen Anfang Januar das Gebiet vor den Inseln, um hier zu laichen. Im warmen Wasser des Golfstroms finden die Fische ideale Bedingungen vor. Das wissen auch die Fischer.

Die Fische erhalten mein halb verflüssigtes Frühstücksbrot zusammen mit dem gleichfarbigen Kaffee. Ich muss mich mit aller Kraft an der Reling halten, um nicht selber über Bord zu gehen. Die Nacht würde mich sofort verschlucken und das Meer einige Minuten später. Im fünf Grad kalten Wasser erlahmen die Muskeln sehr schnell. Jedes Jahr ereilt einige Fischer dieses Schicksal. 6 Uhr. Neben meinen Füßen surrt ein drei Zentimeter dickes Tau. Über zwei Kilometer kommen ins Meer, schliesslich werden zwei Matrosen das 100 Meter lange grobmaschige Netz. Ketten rasseln ohrenbetäubend über das Blech. Otto verfolgt die Arbeiten am Bildschirm und stellt einen Wecker auf 25 Minuten. «So lange

sinkt das Netz 300 Meter auf den Grund», erklärt er. Die zweite Leine rollt ab, das Schiff fährt mit geringer Geschwindigkeit zum Ausgangspunkt zurück, um den Anfang des Seiles mit der Leuchtboje wieder einzuholen. Ein Matrose legt die beiden Taue um eine hydraulisch betriebene Winde, dann wird das Netz langsam eingezogen. Hinter dem Schiff kreisen Möwen. Sie warten auf das Frühstück.

Der Halogenscheinwerfer leuchtet in das kochende Meer. Erwartungsvolle Blicke heften sich auf die ersten Meter des auftauchenden Netzes. 7.45 Uhr. Die Hydraulikpumpe heult auf, der

## Im Wasser des Golfstroms finden die Fische ideale Bedingungen vor. Das wissen auch die Fischer

Kran hievt 500 Kilogramm Fisch aus dem Wasser, die silbrig glänzenden bis einen Meter langen Leiber zucken und drehen hinter den gespannten Leinen, dann fallen die Fische in eine Aluminiumwanne und rutschen über einen Kanal in den Schiffsbauch. «Das war nicht so gut», sagt Otto. «An einem guten Tag fangen wir 8 Tonnen. Meine Jahresquote beträgt 123 Tonnen Dorsch, 100 Tonnen Seelachs und 40 Tonnen Schellfisch.» Das Tau wird wieder ausgelegt, ich würde den letzten Mageninhalt hinterher.

zugen frischen Fisch. Verändert hat sich die Art der Fischerei. Früher ruderten die Männer mit offenen Booten hinaus und zogen den Fang mit Leinen und Ködern aus dem Meer. Mit Netzen wurde der Fischfang in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts revolutioniert und industrialisiert. Aus ganz Nordnorwegen kamen die Fischer auf die Inseln, um von Januar bis April in den Laichgründen der Dorsche zu fischen, gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden 30 000 Lofotfischer gezählt. Sie hausten in einfachen Holzhütten, den Rorbuer, an der Küste. Motorbetriebene Boote ermöglichten eine rationellere Arbeitsweise. Immer

Odd Arne Mikkelsen kontrolliert im Heck das Netz und verknötet einige Stellen neu. Die Blicke können den flinken Händen kaum folgen. Ich suche breitbeinig nach Halt, meine Hände klammern sich an den schwankenden Schiffsrumpf, ich pralle an die Schoten, die Gischt spritzt ins Gesicht, ich torkle zurück zum Kapitän, hangle mich von einem Griff zum anderen Stahlträger und schlage meinen Kopf an. «Die See kann noch viel rauer sein», sagt Otto trocken und holt 550 PS aus dem Volvo, das Schiff vibriert, ich kann nicht mehr. 9 Uhr. «Unten ist ein Bett, dort kannst du dich hinlegen», meint Otto. Ich folge nickend seinem Rat – nicht ohne Zwischenhalt auf der Toilette.

Die Ketten des Netzes holen mich aus dem Schlaf. 10 Uhr. Ich versuche aufzustehen und lege mich augenblicklich wieder hin. Einige Minuten später wage ich den zweiten Versuch, ganz langsam, zuerst der Oberkörper, sitzend auf dem Bettrand. Zaghafte Schritte, der Magen rebelliert nicht mehr, die Arme zittern leicht. Ich habe Hunger und doch keinen Appetit. Otto schenkt sich einen Kaffee nach. In der Morgendämmerung sind die Konturen der Felsen von Andøya zu erkennen. Otto telefoniert und spricht über die angelaufene Fischereisaison. «Wir haben heute auch einen Touristen an Bord.» – Pause. – «Ja, er ist seekrank. Aber jetzt hängt er schon wieder aus dem Fenster und filmt die Möwen.» Nicht lange. Magensäure kündigt sich in der Speiseröhre an. Der Weg zur Toilette dürfte keinen Meter länger sein.

Danach geht es besser. Der Bug tanzt weiter, nach links und nach rechts, hinauf und hinunter. Unter Deck nehmen

die drei Matrosen die Fische aus. In einem Plastikbottich landen die Lebern, in einem anderen die Rogen, die Köpfe und die Innereien kriegen die Möwen. Knut Johannessen greift sich einen zappelnden Dorsch, schneidet ihm mit einem Messerhieb den Kopf ab und schlitzt den Bauch auf. Die Eingeweide quellen hervor, Blut spritzt. «Letztes Jahr bekamen wir noch 20 Kronen pro Kilo ausgenommenem Dorsch», sagt er. Umgerechnet 4 Franken. «Jetzt sind es noch 15 Kronen. Für unser Schiff bedeutet das 600 000 Kronen weniger Einkünfte.» Ein mächtiger Fisch schnappt ein letztes Mal nach Luft, der Kopf fliegt weg und Knut holt den prall gefüllten Beutel mit unbefruchteten Eiern aus dem Bauch. Alles muss schnell gehen, die Arbeit fertig sein, bis der nächste Fang eingeholt wird. Knut wirft einen Rotbarsch in einen Bottich, die Augen sind wegen des geringen Drucks an der Meeresoberfläche stark aufgequollen. «Der Uer lebt in der Tiefe, eine der seltenen Fischarten, die ihre Jungen lebend zur Welt bringen.» Die Dorschkörper landen auf dem Förderband und verschwinden im Aluminiumtank. Im Eiswasser kann das Fleisch ausbluten und ist bald nur noch schneeweiss. Wie unter dem Paniermehl der Fischstäbchen. Wie die säuberlich zugeschnittenen Filets in der Frischfischabteilung im Kaufhaus. «Du musst etwas essen, auch wenn du seekrank bist», sagt Knut. Ist ein Hauch Mitleid in seinem Gesicht zu erkennen? «Aber du hältst dich sehr gut.» Ist das ein Kompliment oder lacht er über mich? «Wir hatten schon Leute an Bord, die tauchten zwölf Stunden lang nicht mehr an Deck auf.»

Hin und zurück im Eineinhalbstun-

dentakt. Wieder und wieder holt die seit Jahren eingespielte Mannschaft ein prall gefülltes Netz aus dem Meer. «Wir sind nur 60 Tage pro Jahr auf See», sagt Otto. Die Saison ist kurz, im Sommer wird nicht gefischt. Viele Leute haben neben der Fischerei eine andere Arbeit. Seine beiden Söhne sind gar nie auf dem Meer. «Einer ist Lehrer, einer Ingenieur», sagt Otto. Er glaubt an die Zukunft der Fischerei. Letztes Jahr hat er zusammen mit seinem Bruder Tore das Schiff für umgerechnet 700 000 Franken umbauen und um zwei auf 22,4 Meter verlängern lassen. «Nun lässt sich hier komfortabel arbeiten.» Otto ist stolz. Er wird sein Leben lang auf dem Meer sein. 15.30 Uhr. Zeit, sich auf den Weg nach Hause zu machen. In der dunklen Nacht ist der Leuchtturm von Andenes zu erkennen.

Das Salzwasser ist blutrot, Stahlketten rasseln, der Kran hebt den Fisch aus dem Bauch des Schiffes. 17 Uhr. Gabelstapler der «Framnes Fischindustrie» fahren herbei, Otto klettert über die Gestelle, ein Hochdruckreiniger zischt, der Schnee fliegt waagrecht. Dann steuert Otto seine «Sennholmen» an den Anlegeplatz zurück. Das schiffseigene Fax liefert prompt die Zahlen des Händlers: 1436 Kilo Dorsch bringen umgerechnet rund 4000 Franken in die Kasse, 2524 Kilo Seelachs nochmals rund 2300 Franken. Für 130 Kilogramm Dorschleber erhält Otto nur 80 Franken. 500 Liter Schiffsdiesel müssen davon berappt werden, das Schiff amortisiert, die Löhne bezahlt. «Es könnte mehr sein. Aber die Saison hat ja gerade erst begonnen. Februar und März sind die besten Monate.» In weniger als zwölf Stunden sitzt Otto wieder im Steuerhaus.



Dorschfang Die Tausende Kilometer lange Reise zu den Laichplätzen endet für einige Fische im Netz.

FOTO: ROBERT HANSEN

## Industriefischerei hat die Tradition nicht ganz verdrängt

Wie in einem skurrilen Fischfriedhof hängt Dorsch an mächtigen Holzgerüsten, paarweise zusammengeküpft an den Schwanzflossen, schaukelnd im Wind. Ein Bild, das sich im Frühling auf den Lofoten und Vesterålen seit Jahrhunderten präsentiert. Bis in die Sommermonate trocknet der Stockfisch, wird breithart und jahrelang haltbar. Diese Methode hat sich auch in der Zeit nach der Erfindung der Tiefkühltruhe bewährt, 40 Prozent des Fischfangs werden noch heute auf diese Art verarbeitet und nach Spanien, Portugal und in der besten Qualität und grössten Quantität nach Italien verschickt – die Norweger selber bevor-

weniger Menschen fanden auf dem Meer Arbeit. Vor allem auf den wildromantischen Lofoten setzten die Menschen in den vergangenen Jahren auf den Tourismus – und quartieren die Gäste für gutes Geld in den urchigen Fischerhütten ein. Fischfang und die damit verbundene Zulieferindustrie sind aber bis heute die bedeutendsten Einnahmequellen auf den Inseln geblieben. Die Fischer waren so erfolgreich, dass sie geradewegs in die selbst gemachte Krise steuerten und den Nordatlantik überfischten. Während des Zweiten Weltkrieges konnten sich die Bestände zwar erholen, danach wurden Rekordmengen

aus dem Meer geholt: allein 1947 146 000 Tonnen Dorsch. Das machte ab den Sechzigerjahren Fangquoten notwendig – die Krise kam trotzdem. In der bisher schlechtesten Saison 1988 holten 2300 Lofotfischer nur 6000 Tonnen an Land. Grossen Aufschwung erlebten in dieser Zeit die Aquakulturen. In riesigen Käfigen im Meer werden Jungfische gefüttert und grossgezogen, vor allem Lachse – und der früher teuerste Fisch wurde zu einem der billigsten in Norwegen. Neben sinkenden Preisen machten den Züchtern auch Krankheiten zu schaffen, die sie mit Antibiotika bekämpften, die allerdings auch ins Meer gelangten.

Organische Abfälle begünstigen zudem das Algenwachstum. Trotzdem stieg der Anteil an Fischexporten aus Fischfarmen 1990 auf über 40 Prozent. Von wirtschaftlich geringer Bedeutung ist der Walfang. Der Abschuss von Grosswalen ist seit Anfang der Siebzigerjahre verboten, Ende der Achtzigerjahre wurde in Norwegen auch die Jagd auf Zwergwale kurz eingestellt. Dieses Jahr wurde die Fangquote auf 711 Tiere festgelegt. Das dunkelrote und fettlose Walfleisch ist in Norwegen zum Grillen sehr beliebt. Das Walfett mit seinem sehr niedrigen Marktwert wird hingegen gar nicht mehr verarbeitet. (roh)